

dtv

Gut aussehend, höflich und sanftmütig ist er. Ein Traum von einem Mann. Alles tut er den Frauen zu Gefallen – und sie lieben ihn. Alle. Warum also Nein sagen? Zu Matilda, die ihn als Knaben verführte; zu der hässlichen Alja, derer sich kein anderer annimmt; zu Lena, die er heiratet, weil sie ein uneheliches Kind erwartet; zu seiner schönen, aber gehbehinderten Chefin Valerija und zu all den anderen Frauen, die ihn brauchen? Mitleid und Begehren sitzen bei ihm sozusagen an derselben Stelle. Und so ist er rundum damit beschäftigt, die Frauen glücklich zu machen. An die romantische Liebe glaubt er nicht mehr – bis sie ihm kurz nach seinem dreißigsten Geburtstag auf einmal widerfährt.

Ein wunderbarer Roman über die Liebe mit einem tragikomischen Helden.

Ljudmila Ulitzkaja, geboren 1943, wuchs in Moskau auf. Sie schreibt Drehbücher, Hörspiele, Theaterstücke und erzählende Prosa. 1996 erhielt sie den Prix Médicis, 2001 den russischen Booker Prize. Auf deutsch sind u. a. erschienen: ›Medea und ihre Kinder‹ (1997), ›Ein fröhliches Begräbnis‹ (1998), ›Olgas Haus‹ (1999), ›Reise in den siebenten Himmel‹ (2001), ›Die Lügen der Frauen‹ (2003), ›Ergebenst, euer Schurik‹ (2005), ›Maschas Glück‹ (2007), ›Daniel Stein‹ (2009) und ›Das grüne Zelt‹ (2012).

Ljudmila Ulitzkaja

Ergebenst, euer Schurik

Roman

Aus dem Russischen
von Ganna-Maria Braungardt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ljudmila Ulitzkaja
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Lügen der Frauen (13372)
Maschas Glück (13809)
Daniel Stein (13948)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2013
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des Carl Hanser Verlag München
© Ljudmila Ulitzkaja 2004
Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
>Iskrenne vaš Šurik<
bei Eksmo in Moskau
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© Carl Hanser Verlag München 2005
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: >Pas de Deux (4 of 5)< (1983)
von Alex Katz/© VG Bild-Kunst, Bonn 2013
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13626-6

Ergebenst, euer Schurik

1

Der Vater des Kindes, Alexander Sigismundowitsch Lewandowski, ein Mann von dämonischem, leicht verchlissenem Äußeren, mit gebogener Nase und unbändigen Locken, die zu färben er mit über fünfzig aufgegeben hatte, war sehr früh als künftiges musikalisches Genie gehandelt worden. Mit acht Jahren ging er, wie Mozart, auf Konzertreisen, doch als er sechzehn war, geriet das Ganze ins Stocken, als wäre sein Erfolgsstern am Himmel erloschen; junge Pianisten von solider, aber keineswegs außergewöhnlicher Begabung überrundeten ihn, und er, der das Kiewer Konservatorium mit Auszeichnung absolviert hatte, wurde nach und nach zum Begleitpianisten. Als solcher war er unglaublich einfühlsam, präzise, ja einzigartig, er begleitete erstklassige Geiger und Cellisten, die sich sogar um ihn stritten. Aber sein Name stand eben immer in der zweiten Zeile. Auf Plakaten kam er bestenfalls als »Klavierbegleitung« vor, schlimmstenfalls nur mit zwei Buchstaben: »Kl.« Dieses »Kl.« war sein ganzes Unglück, ein ewiger Stachel in seiner Leber. In der Antike glaubte man, die Leber sei das Organ, das durch Neid am meisten leide. Natürlich glaubt niemand mehr an diese hippokratischen Albernheiten, doch Lewandowskis Leber neigte in der Tat zu Anfällen. Er hielt Diät, wurde von Zeit zu Zeit gelb, kränkelte und litt sehr.

Er lernte Vera Korn im besten Jahr ihres Lebens

kennen. Sie war soeben ins Theaterstudio von Tairow aufgenommen worden, hatte noch nicht den Ruf der schwächsten Studentin erworben, genoß den interessanten, vielseitigen Unterricht und träumte von einer großen Rolle. Es waren die Jahre vor dem Niedergang des Kammertheaters. Der Landesvater und oberste Theatertheoretiker des Landes hatte das Theater noch nicht als »durch und durch bürgerlich« gebrandmarkt – das tat er erst einige Jahre später –, noch herrschte Alissa Koonen, und Tairow erlaubte sich so »durch und durch bürgerliche« Streiche wie die Inszenierung der »Ägyptischen Nächte«.

Im Theater wurde Neujahr traditionell nach dem alten Kalender begangen, und zu den zahlreichen Vergnügungen, mit denen die erfinderischen Schauspieler sich im Januar 1935 diese lange Nacht vertrieben, gehörte ein Wettbewerb um das schönste Bein. Die Schauspielerinnen verschwanden hinterm Vorhang, dann hob jede ihn ein Stück an und demonstrierte keusch ihr namenloses Bein vom Knie bis zu den Zehenspitzen.

Die achtzehnjährige Vera drehte ihre Wade so, daß die akkurat gestopfte Stelle auf der Ferse nicht zu sehen war, und fiel fast in Ohnmacht von den süßen, prickelnden Gefühlen, als sie energisch hinterm Vorhang vorgezogen wurde und man ihr eine Schürze umband, auf der in großen silbernen Lettern stand: »Ich habe das reizendste Bein der Welt«. Außerdem wurde ihr ein in den Theaterwerkstätten eigens angefertigter Pappschuh voller Konfekt überreicht. Das alles wanderte in die unterste Schublade des Sekretärs ihrer Mutter Jelisaweta Iwanowna, die erstaunlich empfänglich war für den Erfolg ihrer Tochter auf einem Gebiet, das ihrer eigenen Vorstellung nach jenseits des Anstands lag – wo es, einschließlich der versteinerten Pralinen, jahrzehntelang ruhen sollte.

Lewandowski, der aus Petersburg zu einem Gastspiel in Moskau weilte, war von Täirow persönlich eingeladen worden. Der aristokratische Gast wich Vera den ganzen Abend nicht von der Seite und beeindruckte sie zutiefst, und als der Ball vorbei war, verstaute er ihren prämierten Fuß eigenhändig in ihrem weißen Filzschuh – einer mit einem hohen Absatz versehenen kühnen Variation des russischen Filzstiefels – und brachte sie nach Hause in die Kamergerski-Gasse. Es war noch dunkel, träge fiel künstlich anmutender Schnee, die Straßenlaternen warfen gelbes Theaterlicht, und Vera fühlte sich wie eine Debütantin auf einer riesigen Bühne. Mit einer Hand hielt sie ihre in Zeitungspapier gewickelten Ausgehschuhe Größe fünfunddreißig an sich gepreßt, die andere ruhte selig auf Lewandowskis Arm, und er rezitierte ihr altmodische Gedichte eines in Ungnade gefallenen Dichters.

Noch am selben Tag fuhr er wieder in sein Leningrad und ließ Vera in völliger Verwirrung zurück. Er versprach, bald wiederzukommen. Doch Woche um Woche verging, und von Veras Herzenssehnsucht blieb nur ein bitterer Nachgeschmack.

Veras berufliche Erfolge waren gering, zudem hegte die Ballettmeisterin, die modernen Ausdruckstanz im Geiste von Isadora Duncan unterrichtete, eine heftige Abneigung gegen sie, nannte sie nur noch »reizendes Bein« und ließ ihr nicht den kleinsten Fehler durchgehen. Die arme Vera wischte sich die Tränen mit dem Zipfel eines altgriechischen Chitons aus der Textilfabrik Iwanowo ab und plagte sich mit dem Takt der ekstatischen Skrjabinschen Rhythmen, zu denen die Studentinnen trainierten, indem sie energisch Fäuste und Knie emporschleuderten, um die unergründliche Seele der rebellischen Klänge in Bilder zu übersetzen.

An einem der schlimmsten Tage dieses Frühlings

wurde Vera am Bühneneingang von Lewandowski abgeholt. Er war für zwei Wochen nach Moskau gekommen, um mehrere Konzerte mit einem exzellenten, weltberühmten Geiger aufzunehmen. In gewissem Sinne war dies die Sternstunde seines Lebens: Der Geiger, ein Musiker der alten Schule, brachte Lewandowski betonten Respekt entgegen und erinnerte sich sogar an dessen Ruhm aus Kindheitstagen. Die Aufnahmen liefen großartig. Zum erstenmal seit Jahren konnte das verletzte Selbstwertgefühl des Pianisten aufatmen, sich entspannen und entfalten. Das reizende Mädchen mit den schillernden graublauen Augen erbebt allein von seiner Gegenwart – so nährte eine Inspiration die andere.

Die junge Vera, die das ganze Studienjahr lang fleißig die Tairowschen »emotional aufgeladenen Formen« studiert hatte, verlor in diesem Frühjahr endgültig das Gefühl für die Grenze zwischen Leben und Theater, die »vierte Wand« fiel, und fortan spielte sie das Stück ihres eigenen Lebens. Getreu den Ideen des hochverehrten Lehrers, der von seinen Schauspielern Universalität verlangte – vom Mysterienspiel bis zur Operette, wie er selbst sagte –, gab Vera für den gerührten Lewandowski die pathetische Naive.

Dank der gemeinsamen Bemühungen von Natur und Kunst entwickelte sich eine berauschte Affäre: Nächtliche Spaziergänge, intime Essen in den Séparées der renommiertesten Restaurants, Rosen, Champagner, heiße Zärtlichkeiten, die beiden Genuß bereiteten – vielleicht sogar mehr Genuß als das, was in der letzten Moskauer Nacht vor Lewandowskis Abreise geschah, als Vera endgültig vor den überlegenen Kräften des Gegners kapitulierte.

Der glückliche Sieger reiste ab und hinterließ Vera in einem süßen Nebel frischer Erinnerungen, aus denen sich allmählich das wahre Bild ihrer Zukunft heraus-

schälte. Er hatte ihr bereits das ganze Elend seiner Ehe gebeichtet: die psychisch kranke Frau, die kleine Tochter mit einem Geburtstrauma, die herrische Schwiegermutter mit dem Wesen eines Feldwebels. Nie, niemals würde er diese Familie verlassen können. Vera war starr vor Entzücken: Wie edel er war! Sie wollte ihm unverzüglich ihr Leben opfern. Selbst wenn auf lange Trennungen nur kurze Begegnungen folgten, selbst wenn nur ein kleiner Teil seiner Gefühle, seiner Zeit, seiner Persönlichkeit ihr gehörten – der, den er selbst ihr zu widmen wünschte.

Allerdings war dies eine andere Rolle – nicht mehr die des verwandelten Aschenputtels, das auf gläsernen Absätzen im Licht dekorativer Lampen munter durch die nächtlichen Straßen klappert, sondern die der heimlichen Geliebten, die tief im Schatten steht. Anfangs dünkte sie sich bereit, diese Rolle bis ans Ende des Lebens zu spielen, ihres oder seines Lebens: ein paar langersehnte Begegnungen im Jahr, dazwischen finstere Löcher und gleichförmige sehnsüchtige Briefe. So ging es drei Jahre, und Veras Leben bekam den Beigeschmack von ödem weiblichem Unglück.

Ihre Schauspielkarriere endete, noch ehe sie recht begonnen hatte – man bat sie zu gehen. Sie verließ das Ensemble, blieb aber im Theater, als Sekretärin.

Im selben Jahr, neunzehnhundertachtunddreißig, unternahm sie auch den ersten Versuch, sich aus der zermürbenden Liebesbeziehung zu befreien. Lewandowski akzeptierte ihren Willen ergeben, küßte ihr die Hand und entschwand in sein Leningrad. Doch Vera hielt keine zwei Monate durch, bat ihn zu kommen, und alles begann von vorn.

Sie wurde immer dünner und, wie ihre Freundinnen meinten, häßlicher. Es zeigten sich die ersten Symptome ihrer Krankheit: Ihre Augen bekamen einen metalli-

schen Glanz, mitunter saß ihr ein dicker Kloß im Hals, die Nerven gingen mit ihr durch, und selbst ihre Mutter begann Veras hysterische Anfälle ein wenig zu fürchten.

Es vergingen weitere drei Jahre. Teils auf Betreiben ihrer Mutter, teils aus dem Wunsch heraus, ihr, wie sie es nun sah, verpfushtes Leben zu ändern, brach Vera erneut mit Lewandowski. Auch ihn zermürbte diese schwierige Affäre, er hätte sich nur nicht als erster zur Trennung entschlossen: Seine Liebe zu Vera war wirklich aufrichtig, ja erhaben – jedesmal, wenn er in Moskau war. Veras leidenschaftliche, affektierte Verliebtheit war Balsam für seine Seele. Diesmal schien die Trennung zu gelingen: Der ausbrechende Krieg brachte sie für geraume Zeit auseinander.

Zu der Zeit hatte Vera ihre triste Stelle als Sekretärin bereits verloren und den bescheidenen Beruf einer Buchhalterin erlernt, lief aber dauernd zu den Proben und probierte insgeheim so manche Rolle aus – besonders angetan hatte es ihr die der Madame Bovary. Ach, wenn Alissa Koonen nicht gewesen wäre! Damals glaubte sie, es könne sich noch alles wenden, eines Tages würde sie es sein, die in einem mit drei Rosenbuketts geschmückten Barègekleid auf der Bühne stehen und mit einem fremden Vicomte auf dem Gut Vaubyessard eine Quadrille tanzte. Diese Krankheit versteht nur, wer sie selbst durchgemacht hat. Ohne das Theater zu verlassen, versuchte Vera dennoch, von ihrer Theatersucht loszukommen; sie schaffte sich sogar einen Verehrer »aus dem Publikum« an, einen jüdischen Einkäufer, der so hirnlos wie tugendhaft war. Er machte ihr einen Heiratsantrag. Sie heulte eine ganze Nacht durch und wies ihn dann ab, indem sie ihm stolz erklärte, sie liebe einen anderen. Irgend etwas schien an Vera nicht zu stimmen, oder sie paßte einfach nicht ins Bild der Zeit – jedenfalls konnten ihr fragiles Äußeres, ihre innere Bereitschaft zu

augenblicklicher Begeisterung und ihre seelische Subtilität, die eher aus Tschschows Zeiten stammten, in den heroischen Jahren des Krieges niemanden reizen. Nun, dann eben nicht! Aber ein Einkäufer – nein!

Bald folgte die Evakuierung nach Taschkent. Veras Mutter Jelisaweta Iwanowna, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule, bestand darauf, daß ihre Tochter im Theater kündigte und mitfuhr.

Lewandowski wurde nach Kujbyschew evakuiert, seine unglückliche Familie blieb in Leningrad zurück und kam während der Blockade um. In Kujbyschew erkrankte er schwer, drei Lungenentzündungen hintereinander brachten ihn beinahe ins Grab, aber eine Krankenschwester, eine stämmige ortsansässige Tatarin, pflegte ihn gesund. Aus Einsamkeit und Schwäche heiratete er sie.

Als sich Vera und Lewandowski nach dem Krieg wiedertrafen, begann alles von vorn, wenngleich in etwas anderen Kulissen. Sie arbeitete nun im Drama-Theater als Buchhalterin. Anstelle von Alissa Koonen verehrte sie Maria Babanowa, besuchte jede ihrer Vorstellungen – sie lächelten sich im Flur sogar zu. Lewandowski holte Vera wie früher am Bühneneingang ab, und sie liefen über den Twerskoi-Boulevard zur Kamergerski-Gasse. Wieder war er in seiner Ehe unglücklich, wieder hatte er eine kränkelnde Tochter. Er war stark gealtert und noch ätherischer geworden, noch verliebter und noch tragischer. Ihre Affäre lebte mit neuer ozeanischer Elementargewalt auf, die Wellen der Liebe trugen sie in ungeahnte Höhen und rissen sie in abgrundtiefe Strudel. Womöglich war es genau das, wonach Veras Herz dürstete. In jenen Jahren träumte sie immer wieder denselben Traum: In einer ganz alltäglichen Situation, zum Beispiel beim Teetrinken mit ihrer Mutter am ovalen kleinen Tisch, entdeckte sie plötzlich, daß eine Wand im Zimmer fehlte, an deren Stelle gähnte die endlose Dun-

kelheit eines Zuschauerraums voller stummer, regloser Zuschauer.

Wie früher kam Lewandowski drei-, viermal im Jahr nach Moskau, übernachtete meist im Hotel »Moskwa«, und Vera eilte zu ihm. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden, und erst eine späte Schwangerschaft änderte den Lauf ihres Lebens.

Ihre Affäre währte lange, genau wie Vera es sich in ihrer Jugend prophezeit hatte – »bis zum Tod«.

2

Während der Schwangerschaft deutete alles auf ein Mädchen: Veras Bauch war nicht birnen-, sondern apfelförmig, das Gesicht weich aufgedunsen, körnige braune Pigmentflecke um die Augen, und die Bewegungen des Kindes waren sanft, nie grob. Alle rechneten fest mit einem Mädchen, vor allem Veras Mutter, Jelisaweta Iwanowna. Weit entfernt von jedem Aberglauben, bereitete sie sich frühzeitig auf die Geburt ihrer Enkelin vor, und obgleich sie sich nicht bewußt auf Rosa beschränkte, war am Ende fast die gesamte Babyausstattung rosa: Strampler, Windeln, selbst eine wollene Strickjacke.

Das Kind war unehelich, Vera nicht mehr jung – achtunddreißig. Doch diese Umstände hinderten Jelisaweta Iwanowna keineswegs, sich auf das bevorstehende Ereignis zu freuen. Sie selbst hatte spät geheiratet, ihre einzige Tochter mit fast dreißig zur Welt gebracht und schließlich mit drei Kindern als Witwe dagestanden: mit der sieben Monate alten Vera und zwei halbwüchsigen Stieftöchtern. Sie hatte sich irgendwie durchgeschlagen und die Mädchen großgezogen. Die ältere Stieftochter war dann neunzehnhundertvierundzwanzig aus Rußland emigriert und nicht zurückgekehrt. Die jüngere, mit ganzem Herzen der neuen Macht zugetan, hatte den Kontakt zur Stiefmutter, die noch der alten Ordnung anhing, also rückständig und gefährlich war, abgebrochen, einen sowjetischen Funktionär geheiratet und war

vor dem Krieg in einem Stalinschen Lager umgekommen.

Jelisaweta Iwanowna, durch ihre gesamte Lebenserfahrung zu Toleranz und Mut erzogen, erwartete das kleine Mädchen, den unerwarteten Familienzuwachs, mit offenem Herzen. Eine Tochter war Familie, eine Tochter war Freundin, eine Tochter war eine Stütze – darauf fußte auch ihr eigenes Leben.

Als statt des Mädchens ein Junge zur Welt kam, waren beide, Mutter und Großmutter, verwirrt: Dahin waren die heimlichen Pläne, das schöne Familienporträt, das ihnen vorgeschwebt hatte: Jelisaweta Iwanowna vor dem wunderschönen holländischen Kachelofen, die Hand auf der Schulter der vor ihr sitzenden Vera, und auf Veras Schoß ein reizendes lockenköpfiges Mädchen. Wie in dem Kinderrätsel: zwei Mütter, zwei Töchter und eine Großmutter mit Enkelin.

Das Gesicht des Kindes hatte sich Vera schon in der Entbindungsklinik genau angesehen, doch zu Hause wickelte sie es zum erstenmal aus und war unangenehm überrascht von dem, verglichen mit den winzigen Füßchen, riesigen knallroten Säckchen und dem augenblicklich in die Höhe schnellenden unziemlichen Zipfel. Während sie noch verwirrt dieses allbekannte Phänomen anstarrte, traf ein warmer Strahl ihr Gesicht.

»Na, so ein Schlingel«, sagte die Großmutter lachend und befühlte die Windel, die trocken geblieben war. »Paß auf, Vera, der wird immer trocken aus dem Wasser kommen.«

Der Säugling spielte mit seinem Gesicht, zusammenhanglos wechselten die Gesichtsausdrücke: Die Stirn legte sich in Falten, die Lippen lächelten. Er weinte nicht und gab nicht zu erkennen, ob es ihm gutging oder schlecht. Vermutlich fand er alles, was um ihn herum vorging, erstaunlich.

»Ganz der Großvater. Er wird mal ein richtiger Mann, schön und stattlich«, sagte Jelisaweta Iwanowna zufrieden.

»Manche Körperteile sind jetzt schon ziemlich üppig«, bemerkte Vera vielsagend. »Genau wie bei seinem Vater.«

Jelisaweta Iwanowna winkte ab. »Nein, nein, Vera, du hast keine Ahnung – das ist bei allen Männern der Korns so.«

Damit war ihre persönliche Erfahrung in dieser Frage erschöpft, und sie gingen zur nächsten über: Wie sie beide, zwei schwache Frauen, einen richtigen starken Mann großziehen sollten. Aus sentimental-familiären Gründen stand der Name für das Kind fest: Alexander – Schurik, wie die beiden Frauen ihn sogleich nannten.

Vom ersten Tag an wurden die Pflichten aufgeteilt: Vera übernahm das Stillen und Jelisaweta Iwanowna alles übrige.

Sport, eine männliche Erziehung und keinerlei Verweichlichung – so definierte Jelisaweta Iwanowna die vorrangigen Aufgaben. Und tatsächlich, sobald der Nabel verheilt war, sorgte sie für die körperliche Ertüchtigung ihres Enkels: Sie ließ eine Masseurin kommen und verabreichte dem Kind täglich Abgüsse mit kühlem, abgekochtem Wasser. Um echte männliche Beschäftigungen zu gewährleisten, erstand sie im Kinderkaufhaus beizeiten ein Holzgewehr, Spielzeugsoldaten und ein Pferd auf Rädern. Mit Hilfe dieser schlichten Gegenstände beabsichtigte Jelisaweta Iwanowna dem Jungen den Kummer der Vaterlosigkeit zu ersparen – deren wahres Ausmaß sich binnen kurzem herausstellen würde – und ihn zu einem richtigen Mann zu erziehen: verantwortungsbewußt, fähig zu eigenständigen Entscheidungen, selbstbewußt – eben so, wie ihr verstorbener Mann gewesen war.

»Du mußt dir das Prinzip des maximalen Abstands antrainieren«, belehrte sie ihre Tochter einige Tage nach der Entlassung aus der Entbindungsklinik, weit vorsehend. »Wenn das Kind größer ist, schließlich deine Hand losläßt und den ersten Schritt von dir weg tut, dann mußt du einen Schritt in die entgegengesetzte Richtung machen. Eine schreckliche Gefahr bei allein-erziehenden Müttern ist nämlich«, präziserte Jelisaweta Iwanowna erbarmungslos, »daß sie mit dem Kind zu einer Einheit verschmelzen.«

»Was redest du da, Mama«, entgegnete Vera gekränkt, »das Kind hat schließlich einen Vater, und der wird sich an seiner Erziehung beteiligen.«

»Er wird soviel Nutzen bringen, wie ein Ziegenbock Milch gibt. Das kannst du mir glauben«, versicherte Jelisaweta Iwanowna energisch.

Das war um so kränkender für Vera, weil bereits ab- gesprochen und beschlossen war: In ein paar Tagen wür- de der glückliche Vater kommen, um sich endlich mit seiner Geliebten zu vereinen. In diesem Punkt gingen die Meinungen von Mutter und Tochter, die einander ab- göttisch liebten, auseinander. Jelisaweta Iwanowna ver- achtete Veras Geliebten und hatte viele Jahre gehofft, ihre Tochter würde einen Besseren finden als diesen zartbesaiteten erfolglosen Künstler. Allerdings wußte sie aus eigener Erfahrung, wie schwer das Alleinsein für eine Frau war, besonders für eine Frau wie Vera, eine Künstlernatur, die für die Grobheit der heutigen Männer nicht geschaffen war. Nun, letztlich war irgendeiner bes- ser als keiner.

»Ist ein Fräulein noch so fein, will es doch gevögelt sein«, knurrte sie nicht ganz passend. Sie liebte Sprich- wörter und Redensarten und kannte eine Unmenge davon, sogar auf Latein. Eigentlich sehr streng in ih- rer Sprache, benutzte sie mitunter derbe, obszöne Aus-

drücke, wenn diese durch das phraseologische Wörterbuch geheiligt waren.

»Also weißt du, Mama«, sagte Vera empört, »das geht zu weit ...«

Jelisaweta Iwanowna besann sich. »Oh, entschuldige, entschuldige, ich wollte dich auf keinen Fall beleidigen.«

Trotz der Grobheit ihrer Mutter antwortete Vera mit einer Rechtfertigung: »Mama, du weißt doch, er ist auf Gastspielreise.«

Jelisaweta Iwanowna sah das betrübte Gesicht ihrer Tochter und lenkte ein: »Ach, zum Teufel mit ihm, Vera. Wir kriegen unseren Kleinen auch allein groß.«

Ihre Prophezeiung sollte sich erfüllen. Lewandowski verunglückte einen Monat nach der Geburt des kleinen Alexander. Von der ersten Begegnung mit seinem Sohn nach Leningrad zurückgekehrt, geriet er vor dem Moskauer Bahnhof unter ein Auto. Der betagte Vater war endgültig entschlossen gewesen, sich von seiner reckenhaften Sonja zu trennen, ihr und der Tochter die Leningrader Wohnung zu überlassen und nach Moskau zu ziehen. Die ersten beiden Punkte waren erfüllt. Nur zum Umzug kam Lewandowski nicht mehr.

Vera erfuhr von Lewandowskis Tod erst eine Woche nach der Beerdigung. Beunruhigt, weil er sich nicht meldete, versuchte sie einen Freund von Lewandowski zu erreichen, der über ihr Verhältnis Bescheid wußte, doch der war gerade verreist. Sie faßte sich ein Herz und rief bei Lewandowski zu Hause an. Sonja teilte ihr mit, daß er tot sei.

Die junge Mutter, »Spätgebärende«, wie man sie in der Klinik eingeordnet hatte, und alte Geliebte – zu der Zeit währte ihre Romanze bereits zwanzig Jahre – wurde unverhofft Witwe, noch bevor sie hatte heiraten können.

Der schwarzhaarige Knabe stopfte sich die geballte

Faust in den Mund, sog energisch daran, schnaufte, machte die Windeln voll und weilte im Zustand sorgloser Zufriedenheit. Der Kummer seiner Mutter scherte ihn nicht. Anstelle der versiegten Muttermilch bekam er nun verdünnte, leicht gesüßte Kuhmilch, die er bestens vertrug.